

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 18088

**Anserte** kosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Zellaufgabe 6.— Mk. — Schluss der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Das von den Konservativen beantragte Verbot des Streikpostens wurde vom Reichstag mit 282 gegen 52 Stimmen abgelehnt.

Im Reichstag entspann sich gestern eine lebhafte Debatte über die bürgerliche und proletarische Jugendbewegung.

Die Tarifverhandlungen im Baugewerbe sind auf den 24. Februar vertagt worden.

Der türkische Nationalrat billigte den Entschluss der Regierung, die Friedensbedingungen anzunehmen. Wie jetzt bekannt wird, hatte Rußland mit kriegerischen Maßregeln gedroht, wenn die Türkei nicht in den Frieden willige.

Durch die Explosion eines Gaswerkes in Schönbrunn (Oesterreichisch-Schlesien) sind etwa 40 Personen getötet oder verwundet worden.

Eine Karawane indischer Pilger wurde zwischen Medina und Jumbo von Hochwasser hinweggeschwemmt, wodurch 280 Menschen umkamen.

## Amerikas politische Wandlung im Jahre 1912.

Leipzig, 23. Januar.

Für die große transatlantische Republik hat das Jahr 1912 mit einem politischen Klimawechsel geendet. An Stelle der seit einem halben Jahrhundert fast ununterbrochen im Weißen Haus und im Kongreß herrschenden republikanischen Partei ist die demokratische getreten, eine Wandlung, die die politischen Wettermacher zu den verschiedensten Deutungen kommen läßt. Viel Besseres wird den abtretenden Republikanern sicher nicht folgen, und wenn behauptet wird, es folge ihnen Schlimmeres nach, so wird es auch noch seine Schwierigkeiten haben, das zu widerlegen. Daß in Moral, Taktik und Ziel der beiden bürgerlichen Parteien wenig oder gar keine Unterschiede bestehen, dessen wird sich allgemach auch das amerikanische Volk klar. Die flauere Beteiligung an den Wahlen und der verhältnismäßig geringe Enthusiasmus über ihren Ausgang, lassen darauf schließen. Gewiß war die Präsidentenwahl das wichtigste Ereignis im öffentlichen Leben des vergangenen Jahres, aber ihre früher wiederholt bemerkten wirtschaftlichen Begleiterscheinungen sind diesmal gänzlich ausgeblieben. Weder war eine Stockung in der Industrie noch sonst ein Abflauen des Unternehmungsgewisses zu fühlen. Der Geschäftsgang ging

ununterbrochen und flotter als je, die Produktions- und Handelsziffern erreichten eine nie getannte Höhe.

In den republikanischen Proklamationen und Reden hat es an Hinweisen auf die stete Steigerung der wirtschaftlichen Prosperität nicht gefehlt, und sie ist auf die Vortrefflichkeit der Politik und Personen ihrer Partei zurückgeführt worden. Dieses Argument hatte zum Unglück für die herrschende Partei nicht mehr seine frühere Wirkung. Die Wählerschaft ist auf diesen demagogischen Kniff zu oft schon herein gefallen, um sich diesmal wiederum davon bestechen zu lassen. In stärkerem Maße als sonst wurde die Wahl des Stimmzettels und die Parteibegeisterung von den wirtschaftlichen Interessen bestimmt.

Eins der bezeichnendsten Merkmale dieser Präsidentenwahl war die Gleichgültigkeit des Großkapitals. Die Wahl bildete für sie keinen Grund zur Besorgnis, keinen deprimierende Stimmung und Ungewißheit erzeugenden Faktor mehr. In den paar Jahren der beispiellosen Geschäftskonjunktur hat sie ihre Macht derart solidiert, daß es ihr nun gleichgültig ist, ob der Demokrat Hinz oder der Republikaner Ranz auf dem Präsidentenstuhl sitzt. Keiner darf wagen, an ihren Privilegien zu rütteln, wenn er sich nicht selbst begraben will; jeder wird ihre Interessen direkt oder indirekt fördern müssen.

Zwar fehlt es nicht an Leuten, die in dem neugewählten Präsidenten den schwarzen Mann des Großkapitals sehen und die von seiner und seiner Partei Herrschaft das Ende der Herrlichkeit der Hochfinanz und der Trusts prophezeien. Ein Teil der amerikanischen Gewerkschafter erwartet von der neuen Regierung Arbeiterfreundlichkeit, Schutzgesetze, billige Lebensmittel und höhere Löhne, und die europäische Presse glaubt schon die Zollmauer fallen und den Abschluß günstigerer Handelsverträge kommen zu sehen. Die einen wie die andern glauben wegen des demokratischen Programms zu ihren Annahmen berechtigt zu sein. Allein dazu kann bloß der kommen, der den demokratischen Programms irgendetwas Wert beimißt. In Amerika haben in den letzten Jahrzehnten noch alle Kandidaten der beiden bürgerlichen Parteien vor der Wahl fieberlich auf ihre Söhne geschworen, nach der Wahl haben sie sie zum Scheitern vergessen oder mehr oder weniger geschickt darum herumgeredet.

Aber selbst wenn diesmal hinter dem Programm der Demokraten ernstere Wille stünde, so würde seine Erfüllung an den ehernen Hindernissen scheitern, die die kapitalistische Ordnung gebiert.

Würde der neue Präsident Wilson ernstlich versuchen, seine Wahlversprechen einzulösen, so würde er nicht nur die Mehrheit der Wählerschaft — Wilson erhielt bedeutend weniger Stimmen als seine drei Gegner — sondern auch seine eigenen Leute gegen sich haben. Seine parlamentarische Gefolgschaft besteht aus den Vertretern der wirtschaftlich zurückgebliebenen Südstaaten und aus den Abgeord-

neten einiger industriell hoch entwickelten Nord- und Weststaaten. In den Südstaaten, wo die Demokraten durch Tradition, Brutalität und Korruption seit Jahrzehnten allein herrschen, bestehen die gemeinsten Ausbeutungspraktiken, die längsten Arbeitszeiten und der heftigste Widerstand gegen Arbeiterschutzgesetze, daneben allerdings auch eine aggressive Stimmung gegen die Trusts und deren Nährmutter, die Schutzollpolitik. Bei den Demokraten der Nord- und Südstaaten ist dank der Konkurrenz der Gegner die Arbeiterfeindschaft nicht so offensichtlich, aber dafür sind sie gegen eine Aenderung der Wirtschaftspolitik, also für den Schutzoll, der der Großindustrie ihrer Wahlbezirke die goldenen Früchte garantiert. Die rein wirtschaftlichen Interessen der beiden Flügel der neuen Regierungspartei sind demnach diametral entgegengesetzt, und wer immer versuchen wird, die einen zu fördern, wird die andre zur entschlossenen Gegnerin haben. Kurz, die demokratische Partei hat in ihrem Schoß fast genau die gleichen Gegensätze, wie die republikanische. Wilson wird aus Klugheit das tun müssen, was sein Vorgänger Taft aus Phlegma tat: er wird die Realisierung seines Programms dem Nachfolger und dem lieben Herrgott überlassen, oder er wird eine ihrer Scheinreformen durchführen. Und bringt eine günstige Konjunktur der Industrie und Landwirtschaft gute Ernte, so wird er dies seiner staatsmännischen Weisheit oder den legislativen Maßregeln zuschreiben.

Dem Präsidenten Taft war Fortuna günstiger, als er es eigentlich verdiente. Seine Amtsperiode fiel in eine Zeit aufsteigender Konjunktur. Für seine Politik der Untätigkeit, des reaktionären Geschehenlassens, konnte er immerhin noch geltend machen, daß ihre Trefflichkeit durch den glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung bestätigt werde, ein Argument, das im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten noch Gläubige genug gefunden hat. Daß Wilson am Ende seiner Amtszeit das gleiche Argument gebrauchen kann, ist nicht gerade wahrscheinlich. Die Entwicklung der Industrie und des Handels war in den letzten Jahren zu rapid, zu flieberhaft, als daß sie noch von längerer Dauer sein könnte. Sie mag noch ein, vielleicht auch zwei oder gar drei Jahre anhalten, jedenfalls aber wird sie vor Ablauf der Präsidentschaft Wilsons in einem allgemeinen Krach enden, der den vom Jahre 1907 an Furchtbarkeit weit übertrifft.

Inzwischen und namentlich durch die Krise, werden die ganz Reichen noch reicher, die Armen noch zahlreicher und ärmer geworden sein. Hunderttausende von Proletariern und Trade-Unionisten werden die Hoffnung, die sie am 5. November noch dem Flötenspiel der demokratischen Rattenfänger folgen ließ, verloren haben und nach einer neuen, ehrlicheren Partei auf die Suche gehen.

Die demokratische Partei verbankt bekanntlich ihren Sieg nicht dem wachsenden Vertrauen der Wählerschaft — Wilson vereinigte weniger Stimmen auf sich, als der demokratische Präsidentschaftskandidat vor vier Jahren — nach ihrer

## Feuilleton.

### Bertraud Sonnweber.

Roman von Rudolf Greinz.

13] [Nachdruck verboten.]

Mit fieberhafter Spannung und einem seltsamen Gefühl sah das Mädchen von ihrem Platz hinter dem Pfeiler unverwandt zu dem Mönch empor. Kein Wort wollte sie verlieren, von diesem kostbaren Trost.

Wie ein Stück Mittelalter wirkte droben auf der Kanzel der hagere Mönch mit dem strengen, fanatischen Gesicht. Die lange, weiße Kutte der Prämonstratenser ließ ihn noch größer und hagerer erscheinen. Das spärliche hellblonde Haar war schon stark ergraut. Die kleinen blaugrauen Augen hatten einen harten, mittelalterslosen Ausdruck. Hart und knochig war auch die magere Hand, die er im Eifer seiner Rede eindringend und schwer auf die Brustung der Kanzel fallen ließ, scharf und metallhart tamen die Worte von den schmalen, blutleeren Lippen des Missionspredigers.

Dem Vater Fulgens war das junge Mädchen am Pfeiler gleich zu Anfang seiner Predigten aufgefallen. Ihre große Aufmerksamkeit und der mitunter glückselige Ausdruck in dem stillen, ernsten Gesicht interessierten ihn so lebhaft, daß er öfters seine Worte nur für sie zu sprechen schien. Und immer und immer wieder betonte er die große Güte und Barmherzigkeit Gottes, der sich auf seinen unerforschlichen Wegen oft des armeligsten Sünders als Werkzeug seiner Handlungen und Ablichten bediene.

Heute in der Abendpredigt hatte Vater Fulgens wieder ganz besonders schön gesprochen. Viele der Frauen hatten Tränen der Rührung in den Augen, als sie die Kette verließen. So auch Bertraud Sonnweber, die noch geraume Zeit nach Schluß der Predigt in Tränen aufgelöst auf ihrem Platze hien blieb.

Vor der Kirchentür in dem ansehnlichen Friedhof und draußen am Dorfplatz besprachen die Leute von Steinberg die Predigt. Gruppenweise standen sie beisammen und ehrerbietig wichen sie aus und zogen achtungsvoll ihre Hüte, als sie den Vater Fulgens in Begleitung des Herrn Pfarrers über den Dorfplatz schreiten sahen.

Dem Vater Fulgens war es schweiß geworden in der Kirche. Er hatte mit großer Ueberzeugung und innerem Ernst gesprochen und fühlte sich hernach etwas müde und abgepannt. Gerne folgte er daher der Einladung des Pfarrers, mit ihm einen kleinen Abendspaziergang zu machen.

Die beiden Geistlichen gingen in der Richtung, wo das Anwesen der Sonnweberischen lag. Und der Pfarrer erzählte auch von Bertraud Sonnweber und deren Sinnesänderung. Vater Fulgens hörte aufmerksam zu.

„Ist es das blasse Mädchen, das bei keiner Predigt fehlt und sich stets am gleichen Platze in der Nähe der Kanzel befindet?“ fragte er.

„Ja. Das ist die Bertraud Sonnweber!“ bestätigte der Pfarrer.

Johannes Leuthaler war schon mehr als zwanzig Jahre als Pfarrer in Steinberg tätig. Ein nüchtern, trockener Patron, den jedermann im Orte gern hatte und der sich in die privaten Angelegenheiten seiner Pfarrkinder nur ungern einmischte.

Ganz das Gegenteil war bei Vater Fulgens der Fall. Der sagte seinen Beruf anders auf. Zelotisch. Dort, wo gültiges Zureden nichts half, dort wollte er durch seine Persönlichkeit wirken. Mit harten, drohenden Worten. Gelte es, was es wolle. Aber die Sünder mußten bekehrt werden, um jeden Preis.

Vater Fulgens konnte es nicht begreifen, daß ihm der Pfarrer mit so ruhigen Worten über den Skandal beim Gastwirth zu erzählen vermochte. Er verstand es nicht, daß man nicht mit allen Mitteln dagegen einschritt und einfach mit Gewalt die bäuerliche Lasterhöhle aushob.

„Ich begreife nicht, Herr Pfarrer, wie Sie einen derartigen Skandal in Ihrer Pfarrei dulden können!“ sagte

der Vater mißbilligend und sah etwas von oben herab auf den fast um Kopfeslänge kleineren Pfarrer.

„Dulden . . . dulden!“ machte der Pfarrer brummig.

„Was will i denn machen! I muß wohl dulden!“

„Sie müssen gar nichts dulden!“ erwiderte der Vater energisch.

„Wenn gutes Zureden nicht hilft, dann kommen Sie oben mit Gewalt!“

Johannes Leuthaler blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu holen. Er war schon ein guter Sechziger, aber so rüstig, als hätte er erst die fünfzig überschritten. Seine kräftige, untersekte Gestalt neigte zur Korpuslenz, und sein derbes Bauerngesicht hatte eine fast zu gesunde Farbe.

„So . . . mit Gewalt!“ wiederholte er trocken. „Möcht' wissen, wie i dös anstellen tät!“

„Wenn Sie selber keinen Einfluß bei den Leuten besitzen, dann nehmen Sie eben die Hilfe der Behörden in Anspruch!“ versetzte der Vater scharf.

„Die Behörden!“ Der Pfarrer lachte. „Da steht man's amal, daß es Paters von der Welt do loa Ahnung nit hab't! Die Behörden! Die Sonnweberin ist a gute Steuerzahlerin, und ums andre betümmert sich die Behörde nit!“

„Ja . . . aber der Skandal!“ versuchte der Vater einzuwenden.

„Ja. Der Skandal! Freilich ist's a Skandal! Dös läng'n i ja nit! Aber was will i machen?“ Der Pfarrer sagte das in unwirschem Ton. „Beim Gastwirth g'schieht nit mehr und nit weniger, als was man in a jeden Stadt duhndeweis erleben kann. Dös geht loa Behörde was an. Gegen die Geseh' g'schieht nit. Infolgedessen kümmert sich loa Sandrum!“ sagte er grob. Dann schritt er mit großen, mächtigen Schritten rüstig aus, so daß ihm der Mönch in der langen weißen Kutte kaum zu folgen vermochte.

„Ja . . . hm . . . aber . . .!“ fing der Vater über eine Welle wieder an. „Wenn Sie davon schon so fest überzeugt sind, Herr Pfarrer, dann sollten Sie doch wenigstens den Versuch machen . . .“

„Versuch? Was für a Versuch?“